**PAUL SEIPPEL**

# Die heutigen Ereignisse vom Standpunkte der romanischen Schweiz



1915

Verlag von RASCHER & C^IE in ZÜRICH

:-: VERLAG VON RASCHER & Co. IN ZÜRICH :-:

# Schriften für Schweizer Art und Kunst

Unter diesem Titel veröffentlicht der Verlag eine Sammlung von Schriften in Broschüren- oder Buchform, in welcher vor allem nationale Fragen, die in der jetzigen Zeit das grösste Interesse beanspruchen, behandelt werden. Doch sollen auch rechtswissenschaftliche, nationalökonomische, naturwissenschaftliche, philosophische, geschichtliche und literarisch-künstlerische Abhandlungen in dieselbe aufgenommen werden, sofern ihnen allgemeinschweizerische Bedeutung zukommt. Für diese Sammlung ist kein einheitlicher Preis festgesetzt, damit nicht der Verfasser an einen bestimmten Umfang der Schrift gebunden ist.

Die Redaktion der Sammlung übernimmt der Verleger, ohne jedoch zum Inhalt der einzelnen Broschüren Stellung zu nehmen.

Heft 1 **KONRAD FALKE, Der schweizerische Kulturwille.** Ein Wort an die Gebildeten des Landes. 1.—3. Tausend. Fr. 1.—

„ 2 **CARL SPITTELER, Unser Schweizer Standpunkt.** Vortrag, gehalten in der Neuen Helvet. Gesellschaft, Gruppe Zürich. 5. und 6. Tausend. 60 Cts.

„ 3 **Dr. EUGEN GROSSMANN,** Professor der Finanzwissenschaft an der Universität Zürich, **Die Deckung der schweizerischen Mobilisationskosten.** 1. und 2. Tausend. 80 Cts.

„ 4 **OSKAR HOHN, Ingenieur, Ratschläge zur Berufswahl.** Eine nationale Frage, 60 Cts., billige Volksausgabe 30 Cts.

„ 5 **J. C. BLUNTSCHLI, Die schweizerische Nationalität.** Eine politische Studie, 60 Cts.

Demnächst erscheinen:

„ 6 **Professor Dr. LAUR, Schweizerische Bauernsame und schweizerische Industrie und ihre gemeinsamen Ziele.** 1. u. 2. Taus. Ca. 60 Cts.

„ 7 **Dr. C. A. SCHMID, Internationale Armenfürsorge.** Eine nationale Frage. 1. und 2. Tausend, ca. 60 Cts.

„ 8 **Professor Dr. LAUR, Die Wehrkraft des Schweizervolkes und der Bauernstand,** ca. 60 Cts.

„ 9 **Prof. Dr. TONDURY, Unsere wirtschaftliche Lage.** Ca. 60 Cts.

:-: Zu beziehen durch alle Buchhandlungen :-:

PAUL SEIPPEL

❖

# Die heutigen Ereignisse vom Standpunkte der romanischen Schweiz



ZÜRICH 1915
Verlag von RASCHER & Cie

Erstes und zweites Tausend



Zürich
Buchdruckerei Züricher Post

In der grossen helvetischen Familie kann und muss es besondere Freundschaften geben. So zwischen Basel und Genf. Diese beiden äussersten Schildwachen der Schweiz, die unter dem Donner der Kanonen des Auslands liegen, befinden sich ebensosehr an einem Posten der Gefahr wie der Ehre. Stärker als die übrigen Städte der Schweiz müssen sie wachsam sein und ihre volle Kaltblütigkeit bewahren. Sie sind miteinander durch viele andere Bande noch verknüpft, deren sie sich bewusst sind. Es besteht zwischen Ihrer Stadt, die von den Höhen ihrer alten Schanzen den Rhein in majestätischer Kurve gegen die deutsche Hügellandschaft abbiegen sieht, und Genf, wo zwischen der Akropole von St. Pierre und dem Faubourg Saint-Gervais die blauen Gewässer der Rhone der französischen Ebene zustreben, eine alte Kulturverwandschaft.

Die besondere Lage dieser beiden Städte hat sie in gleicher Weise dazu ausersehen, nicht nur durch den Handel, sondern auch durch den Austausch der Ideen eine Rolle in den Wechselbeziehungen der Völker zu spielen. Sie beide sind die Zentren einer alten europäischen Kultur. Basel ist das grösste Kleinod in jenem Diadem rheinischer Städte, das seit Jahrhunderten in einem so reinen Glanze erstrahlt. Zwischen den Schweizer Bergen und der Nordsee, wo der Rhein einen leuchtenden Einschnitt bildet, konnte dank dem glücklichen Zusammenwirken zweier Kulturen deutscher Geist von französischer Klarheit einen lebhaften Abglanz erfahren.

Ohne etwas von seiner ursprünglichen Kraft zu verlieren, ward er dort mit „Humanität“ durchsättigt, das Wort in dem Sinne verstanden, wie es in den Zeiten gebraucht wurde, wo Holbein, Erasmus und Ihre grossen Buchdrucker in ganz Europa einem verjüngten Geistesleben die Bahn brachen. Andererseits wurde in Genf, der düsteren und kriegerischen Stadt der Märtyrer, die Schule Calvins gegründet, dessen Jubiläum Sie mit uns gefeiert haben, hier wurden die weltlichen und geistlichen Wissenschaften erneuert, und die kleine Hauptstadt eines grossen Gedankens wurde der Mittelpunkt einer durch universelle Gesichtspunkte bestimmten Politik.

Eine solche Geschichte verpflichtet. Die grossen Überlieferungen, die ich soeben mit kurzen Worten in Ihr Gedächtnis zurückgerufen habe, legen den Baslern wie den Genfern in der fürchterlichen Krise, die Europa durchzittert, internationale Pflichten besonderer Art auf, von denen ich hier reden will. Aber vor allem und über alles sind wir Schweizer und wollen unsere ganze Kraft dafür einsetzen, diese Einheit aufrecht zu erhalten und die Kraft unserer Nation zu stärken.

Man hat viel von den Gefahren gesprochen, in die die Schweiz durch die Verschiedenheiten der Rasse, der Sprache und der geistigen und moralischen Verwandtschaften mit den kriegführenden Staaten gestürzt werden kann. Man hat behauptet: wie der heutige Krieg die Einheit gewisser Nationen, die geteilt zu sein schienen, wiederhergestellt hat, so habe er unser Land, das geeinigt zu sein schien, der Gefahr der Spaltung ausgesetzt. Gewiss, diese Gefahr ist keine blosse Einbildung. Vielleicht bin ich besser in der Lage darüber zu urteilen als ein anderer. Meine Tätigkeit spielt sich in zwei Zentren ab, das eine ist Zürich, das andere Genf.

n Genf habe ich die drei ersten Kriegsmonate verlebt; dann kehrte ich nach Zürich zurück, um meinen Posten an den Ufern der Limmat wieder einzunehmen. In den Anfängen des Kriegs machten sich an beiden Orten gefährliche Strömungen geltend; es kam so weit, dass sich der Deutsch sprechende Schweizer in der romanischen Schweiz einigermassen unbehaglich fühlen konnte, ebenso der Französisch sprechende Schweizer in der deutschen Schweiz. Das ist etwas, was nicht sein soll; ich spreche die Hoffnung aus, dass das nicht wieder vorkommen wird.

Das schweizerische Volk, das für einen Augenblick desorientiert war, hat sich wieder zurechtgefunden. Es hat jene wohltätige Reaktion in sich erlebt, die man nach einer kräftigen Douche empfindet; es ist wieder zum Bewusstsein seines nationalen Zusammenhangs gekommen; es hat die Hecken entfernt, die eher ungeschickte als übelwollende Hände aufzurichten versuchten, um die romanische von der deutschen Schweiz zu trennen; es hat die trennenden Schranken an den Platz gestellt, an den sie gehören, an die Grenze, die uns vom Ausland trennt. Wie der grosse Basler Dichter Spitteler in so treffender Weise gesagt hat: der gegenwärtige Augenblick ist nicht dazu angetan, unsere Nord- und Westgrenze niederzureissen, um dafür andere Grenzen im Inland aufzurichten. Über diesen Punkt sind wir alle einig. Nicht als ob damit gesagt sein sollte, dass über das, was sich im Osten und im Westen der Schweiz ereignet, kein Wort zu verlieren wäre. Aber, wie abermals Spitteler gesagt hat, wir haben einander keine Lektionen zu erteilen. Jedermann mag vor der eigenen Türe kehren und sein Haus fein säuberlich halten. Gewiss, nicht alles steht zum besten in unserer romanischen Schweiz.

Man hat von verschiedenen Seiten eine welsche „Kopfklärung" gefordert, ähnlich derjenigen, die Spitteler mit so grosser Meisterschaft in der deutschen Schweiz verlangt hat. (Wie würden Sie übrigens das Wort „Kopfklärung" ins Französische übersetzen? *„Eclaircissement des idées"* oder lieber mit der familiären Redewendung *„lavage de tête"?)* Wenn ich jedoch meinen romanischen Freunden den Kopf waschen will, so werde ich das gewiss nicht in Basel tun. Hierüber wären übrigens einige Bemerkungen zu machen. Zunächst haben wir in der romanischen Schweiz keinen Spitteler, besitzen keinen Dichter von diesem Range. Wir haben nur einige von gutem Willen beseelte Publizisten, die seit dem Ausbruch des Krieges versucht haben, gegen die gefährlichen Strömungen anzukämpfen, und diese Bemühungen unverdrossen nach besten Kräften fortsetzen werden. Was Spitteler betrifft, so ist er eines schönen Tages aus seiner schweigsamen Einsamkeit herausgetreten. Mit der Ruhe des Olympiers, die ihm eigen ist, hat er seinen 42 cm-Mörser aufgepflanzt und sorgfältig zielend sein Geschütz abgefeuert. Sein Geschoss hat gradwegs ins Ziel getroffen, und er brauchte nicht ein zweites abzusenden. Der ausgezeichnete Schütze ist dann wieder in seine Quartiere nach Luzern zurückgekehrt. Wir Publizisten in der romanischen Schweiz haben nur kleine 7,5 cm-Kanonen zu unserer Verfügung und zielen mit unseren Feldgeschützen so gut wir vermögen gegen die Schützengräben, in denen die gefährlichen Leidenschaften lauern. Es gibt jedoch gewisse Punkte, gegen die wir unsere Geschosse nicht richten wollen, nicht nur weil wir das Volksempfinden der romanischen Schweiz nicht verletzen wollen, sondern auch weil wir uns in vollständiger Übereinstimmung damit befinden. Weder in Genf

noch in Lausanne, noch in Neuenburg würde man einen einzigen Publizisten finden, der sich versucht fühlte, gegen den berechtigten Unwillen anzukämpfen, den die Verletzung der belgischen Neutralität hervorgerufen hat. Ich werde auf diesen Punkt zurückkommen.

Die Volksleidenschaften der romanischen Schweiz sind nicht alle gleich gerechtfertigt. An anderen Punkten muss man gegen sie Front machen. Wir müssen zugeben: es fehlt in unserer Presse, ganz besonders in der kleinen Presse, nicht an Blättern, die von üblem Geiste beseelt sind. Einige von ihnen sind von der verlogenen Tollheit, die in den kriegführenden Ländern wütet, dermassen angesteckt, dass man bei ihrer Lektüre kaum daran glauben kann, schweizerische Organe vor sich zu haben. Ich bitte Sie, Ihr Urteil über unsere öffentliche Meinung nicht nach diesen Blättern zu bestimmen, ebensowenig, wie wir über die Ihrige das zum Massstab nehmen, was in schlimmsten deutschschweizerischen Blättern zu lesen ist. Haben wir Vertrauen zu einander und suchen wir nicht nach Beschwerden, die wir uns vorrücken könnten; das ist ein leichtes, aber gefährliches Spiel. Sowohl in der Westschweiz als in der Ostschweiz fehlt es in der öffentlichen Meinung nicht an einem gesunden Kern, und dieser Teil der öffentlichen Meinung wird stets das letzte Wort behalten.

Als ich Ende Oktober von Genf nach Zürich zurückkehrte, konnte ich mich in der Zürcher Gesellschaft, wo die Meinungen übrigens viel stärker auseinandergehen als in der romanischen Schweiz, trotz den berechtigten Verschiedenheiten der Anschauungen sehr behaglich fühlen. Wie in Genf, durfte ich auch in Zürich feststellen, dass da der heisse Wunsch und

der feste Wille herrscht, alle Zwistigkeiten zum Schweigen zu bringen und die Bande, die uns durch den eidgenössischen Pakt verbinden, nicht nur intakt zu erhalten, sondern noch enger zu knüpfen.

Ich gehöre also nicht zu den Pessimisten. Ich bin der Meinung, dass die Schweiz im Innern aus dieser Krise gefestigt hervorgehen wird dank den Anstrengungen, die sie selber machen musste. Gewiss, um dieses Resultat zu erreichen, muss noch viel gearbeitet werden, und die „Neue Helvetische Gesellschaft", die mich hieher berufen hat, hat noch eine grosse Aufgabe vor sich. Der Augenblick gebietet, die Augen offen zu halten und allen Gefahren zu trotzen, die uns bedrohen können. Sagen wir uns vor allem, dass es nicht genügt, in dieser Krise bloss unsere territoriale Integrität zu bewahren. Wir müssen zugleich mit der äussersten Energie und ohne Schwäche unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit unversehrt erhalten und dürfen uns in kommerzieller Beziehung von keinem der beiden feindlichen Lager knechten lassen, deren Gegensatz vielleicht nach dem Kriege fortbestehen wird und die den Kampf dann möglicherweise auf einem anderen Gebiet fortsetzen werden. Wir dürfen uns nicht der gefährlichen Täuschung hingeben, dass wir uns wirtschaftlich durch besondere Bande an eine der Nationen anschliessen können, die sich die Vorherrschaft in Europa streitig machen, ohne unsere Unabhängigkeit dadurch einer Gefahr auszusetzen. Die wirkliche Gefahr, die uns bedroht, besteht darin, dass wir uns ausschliesslich durch unsere materiellen Interessen leiten lassen. Denn, wie man treffend gesagt hat, das Gold des Auslands haben wir mehr zu fürchten als sein Eisen,

In dieser Hinsicht möchte ich Ihnen eine Stelle

aus dem Gutachten eines Genfer Magistraten mitteilen, das unseren Standpunkt ausgezeichnet zusammenfasst:

„Ich bin der Meinung, für uns Schweizer ist es das wichtigste, wichtiger als die Erfüllung unserer Wünsche für den Ausgang des Krieges, dass wir uns nicht entzweien, dass wir unter uns eine Einheit aufrechterhalten, die nicht nur äusserlicher Natur ist, sondern eine effektive Einheit, die fest genug gefügt ist, um allen interessierten Versuchungen Widerstand zu leisten, die an uns herantreten könnten in der Absicht, Zwietracht unter uns zu säen und Rassenkonflikte oder materielle Gegensätze heraufzubeschwören, von denen andere Vorteil ziehen könnten.

Wir werden dieser absoluten Einheit für den Fall bedürfen. dass unsere Neutralität im Verlauf des Krieges tatsächlich bedroht werden sollte. Dies ist so klar, dass es nicht nötig ist, darüber ein weiteres Wort zu verlieren. Wir werden dieser Einheit gleichermassen bedürfen, wenn es zu der allgemeinen Schlussabrechnung kommen wird, damit die Schweiz ihre volle politische, wirtschaftliche und geistige Unabhängigkeit gegenüber den Siegern behaupten kann. In diesem Augenblick wird die Gefahr gross sein, dass mehr oder minder offenkundige Versuche gemacht werden, die Schweiz in ein politisches System hineinzuziehen oder sie unter die mehr oder minder direkte wirtschaftliche Abhängigkeit einer der siegreichen Mächte oder Mächtegruppen zu bringen. Ist die Schweiz dann durch auseinanderstrebende Interessen geteilt, so liegt die Gefahr vor, dass die eine oder die andere Strömung sich dazu fortreissen lässt, ihren materiellen Interessen oder ihren Sympathien nachzugeben, und damit wäre die Spaltung da und unheilbar.

Auf die Aufrechterhaltung der Einheit der Schweiz und die Wahrung ihrer Neutralität müssen wir daher all unsere Anstrengungen während des Krieges und nach dem Ende des Krieges richten."

Die territoriale Integrität und die wirtschaftliche Unabhängigkeit genügen aber noch nicht. Wir müssen auch unsere geistige Unabhängigkeit behaupten. Das ist in diesem Augenblick nicht so leicht. Müssen wir doch täglich Anstrengungen machen, uns nicht die Ideen, die Vorurteile und die Leidenschaften unserer Nachbarn in Frankreich und in Deutschland aufdrängen zu lassen

und die gegenwärtigen Ereignisse mit voller Kaltblütigkeit und jener altüberlieferten helvetischen Nüchternheit zu beurteilen, die man uns gerne zuschreibt. Dieser gesunde Menschenverstand des Schweizers zeigt nun wohl etwas verschiedene Schattierungen je nach der Sprache, in der er zum Ausdruck gelangt. Er ist nicht ganz der gleiche in Genf wie in Basel. Und da es für die Aufrechterhaltung guter Familienbeziehungen vor allem nottut, dass man sich freimütig und rückhaltlos ausspricht, so bin ich hier erschienen, um Ihnen die Anschauungen und Empfindungen auseinanderzusetzen, die unsere Jungmannschaft in der romanischen Schweiz in der heutigen Stunde bewegen. Es ist ja nicht notwendig, dass wir in allen Punkten völlig übereinstimmen. Eine solche Einmütigkeit würde sogar langweilig sein. Nötig ist es jedoch, dass wir einander richtig verstehen, um die Fortdauer ungerechtfertigter Beschwerden gegen einander in Zukunft unmöglich zu machen.

Europa ist gegenwärtig von einem Kollektivwahnsinn ergriffen, wie man ihn in der Geschichte bisher vielleicht noch nie erlebt hat. Von überall her ertönt ein misstönendes Konzert wütender Stimmen, die sich in allen bekannten Sprachen Schmähungen zurufen. Worte des Hasses, Anklagen, Ableugnungen und Schilderungen namenloser Greuel durchschwirren die Lüfte ähnlich den Granaten, die auf den Schlachtfeldern platzen. Man möchte sich die Ohren verstopfen. Man muss ein gesundes Hirn haben, um von diesem Krankheitsstoff nicht angesteckt zu werden. Das einzige, was wir deutlich erkennen, und Sie in Basel, die Sie den Donner der Kanonen vernehmen und die unglücklichen Flüchtlinge aus den verwüsteten Nachbardörfern herbei-

eilen sehen, besser als irgend jemand sonst: das ist der Schrecken des Krieges, der schon drei Millionen junger Kämpfer ausser Gefecht gesetzt und einige der reichsten Regionen der Erde mit Ruinen bedeckt hat. Ja, dieser Krieg ist fürchterlich. Ich glaube nicht an die Großsprechereien; ich glaube nicht an die Bravourarien, die man auf beiden Seiten anstimmt, um den Mut derjenigen lebendig zu halten, die in den Tod ziehen. Ich weiss sehr wohl, was all diese braven Jungen aus der Touraine, aus Pommern, aus Tirol und aus Kleinrussland zu leiden haben, die bei Tag und bei Nacht, ja monatelang in dem gefrorenen Schlamm der Schützengräben stehen. Niemals wird man übertreiben können, was diejenigen zu erdulden haben, die in jenen endlos langen, eintönigen und fast unbeweglichen Kämpfen ausharren müssen, in Kämpfen von einer unübersehbaren Front, in denen Tausende junger Leben geopfert werden, um da oder dort ein paar Meter Boden zu gewinnen, den man am Tage darauf wieder verliert.

Es sind die edelsten Nationen Europas, die sich in dieser Weise das Blut abzapfen — um was zu erreichen? Kann es einen Gebietszuwachs, eine Kriegsentschädigung geben, durch die solche Opfer jemals kompensiert werden können? Wer auch schliesslich der Sieger sein mag, wenn es überhaupt einen Sieger geben wird (und man darf heute anfangen daran zu zweifeln) — wer auch der Sieger sein wird: der Besiegte wird Europa sein, wie mein Freund Romain Rolland gleich nach dem Ausbruch des Krieges gesagt hat. Für uns Schweizer ist die Rivalität zwischen Frankreich und Deutschland und der Kampf auf Tod und Leben, der zwischen den beiden Nationen entbrannt ist, jedenfalls

ein nicht wieder gut zu machendes Unglück. Das geistige Wesen dieser beiden Kulturvölker ist ja dazu angetan, sich gegenseitig zu ergänzen, und ihr Einvernehmen würde für sie selber und die ganze Welt eine unschätzbare Wohltat sein. Dem einen ist der klare, erfinderische und bewegliche Geist zu eigen, das andere ist durch den ausdauernden Willen und die Methode ausgezeichnet. Das eine erschafft die Idee, das andere bringt sie zur Geltung. Es bestand kein instinktiver und erblicher Hass unter ihnen. Verbrechen der Geschichte haben sie zu Feinden gemacht.

Was uns Schweizer betrifft, so weiss ich nicht, welchem von beiden Völkern wir mehr schuldig sind. Carl Spitteler hat ins Licht gerückt, was die deutsche Schweiz den Franzosen verdankt. Mit geringerer Autorität möchte ich Ihnen sagen, was die romanische Schweiz den Deutschen verdankt. Welches Urteil wir auch über die deutsche Politik und die Verantwortung fällen mögen, die sie an dem gegenwärtigen Kriege trägt, wir haben kein Recht dazu, die deutsche Nation zu hassen. Zunächst haben wir, wenn wir uns auf einen ausschliesslich schweizerischen Standpunkt stellen, dem heutigen Deutschland jedenfalls nichts vorzuwerfen; es hat uns gegenüber mit vollkommener Korrektheit gehandelt und alles getan, was ihm möglich war, um die Schärfe der wirtschaftlichen Krisis zu mildern, die uns bedrohte. Würden wir ohne die deutsche Kohle in diesem Winter unsere Öfen heizen, müssten unsere Fabriken ohne sie die Arbeit nicht einstellen? Aber auch in der ganzen neueren Geschichte und seit die Erinnerung an den Schwabenkrieg verblasst ist, haben wir gewiss keinen Grund gehabt, uns über Deutschland zu beklagen, das für so viele andere kleine Nationen

ein gefährlicher Nachbar gewesen ist. Bei dem Neuenburger Konflikt standen wir unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges, und Preussen hat nachgegeben. Und wer wird auf dem Gebiet des geistigen Lebens je das Mass der Dankbarkeit abschätzen können, die wir dem Lande Kants, Goethes und Beethovens schulden! Und das sage ich auch als romanischer Schweizer.

Ich sprach soeben von Beethoven. In Frankreich wird van Beethoven als Belgier betrachtet. Dies ist der Grund, warum man ihm dort Gnade widerfahren lässt, in einer Zeit, in der alle deutschen Komponisten geächtet werden, selbst alle diejenigen, die einen deutschen Namen tragen, wie Meyerbeer. Man will gegen Deutschland und für Belgien manifestieren, wenn man die Werke Beethovens spielt. Rostand hat ein Sonett verfasst, in dem er der Empfindung Ausdruck verleiht, dass man in Beethovens Symphonien das düstere Geräusch des Brandes belgischer Städte vernehmen kann. Ich brauche nicht zu sagen, dass wir übrigen Romanen nicht den subtilen Geist besitzen, um so vielerlei aus der Musik Beethovens herauszuhören.

Wir haben fast alle, wenigstens meine Altersgenossen, an deutschen Universitäten studiert und sind den deutschen Universitätslehrern vielen Dank schuldig. Die Generation, die uns vorangegangen ist, die eines Charles Secretan, eines Henri Frédéric Amiel ist in noch höherem Masse als wir in der Schule der deutschen Wissenschaft und deutscher Gedankenarbeit herangewachsen. Sehr viel mehr schulden wir dem französischen Geist. Das liegt in der Natur der Sache. Wir schulden ihm sogar so viel, dass, wenn wir nicht vollständig und bis zum Verlust unserer eigenen Individualität von ihm aufgesogen werden wollen, sich ein Gegengewicht als not-

wendig erweist. Wir wollen von den geistigen Banden, die uns mit dem Norden und dem Westen verknüpfen, weder das eine noch das andere zerschneiden und werden uns nach wie vor, so gut wir es vermögen, nach dem ausgezeichneten Gebot des Apostels Paulus richten: „Prüfet Alles und behaltet das Beste".

Wenn Sie mir gestatten, in meinem persönlichen Namen zu sprechen, so lege ich Wert darauf zu erklären, dass ich die in Deutschland verbrachten Semester und Sommeraufenthalte in dem lieblichen und poetischen Thüringen zu meinen besten Jugenderinnerungen zähle. Da habe ich in dem Deutschland von ehemals gelebt, in dem Deutschland voll Freundlichkeit und Einfalt. Niemals habe ich Menschen kennen gelernt, bei denen sichs besser leben liess. Diese Erinnerungen werden mir unvergesslich bleiben, und wie gross auch die Ausschreitungen sein mögen, die in dem jetzt wütenden Kriege begangen wurden, wie gerechtfertigt auch die Missbilligung sei, die sie hervorrufen: ich lehne es ab, die ganze deutsche Nation als eine „Horde plündernder und blutdürstiger Barbaren" zu betrachten, wie es die Presse des Dreiverbands tut.

Wenn wir es uns zur Pflicht machen, alles das anzuerkennen, was die romanischen Schweizer ihren Nachbarn im Norden verdanken, so werden wir noch sehr viel besser die engen Bande würdigen können, durch die die Eidgenossen der deutschen Schweiz mit der grossen Nation verknüpft sind, deren Sprache sie reden (wenigstens, wenn sie es sich angelegen sein lassen), und deren Kulturkreis sie angehören. Es handelt sich heute für sie darum, die Scheidelinie sauber abzugrenzen, die zwischen der schweizerischen Nationalität und der deutschen Kultur bestehen bleiben muss. Ich

brauche auf diesen Punkt hier nicht näher einzugehen. Spitteler hat diese Linie endgültig gezeichnet. Wir romanischen Schweizer, die wir den Franzosen so viel schulden, haben unsererseits die Aufgabe, die genaue Grenze zwischen unserer schweizerischen Nationalität und unserer französischen Kultur zu ziehen.

Ich darf Sie versichern: wir haben nicht erst den Ausbruch dieses Krieges abgewartet, um uns damit zu beschäftigen. Wir waren fortgesetzt bemüht, unsere geistige Unabhängigkeit zu wahren, stets eingedenk der Losung, die der Dichter Juste Olivier ausgegeben hat: Lasst uns unser eigenes Leben leben!

Allerdings bedarf es in diesem Augenblick ganz besonderer Anstrengungen, wenn wir uns gegen jenes eigentümliche Phänomen schützen wollen, das man in Deutschland mit dem Namen „Massensuggestion" bezeichnet und das jetzt die kriegführenden Nationen in einen Zustand halber Sinnesverwirrung versetzt hat. Zunächst kennen die kriegführenden Nationen die Wahrheit nicht, weil sie sie nicht kennen wollen. Von ihren Gegnern wünschen sie nur das Schlimmste zu erfahren. Mit Wonne sammelt man die gröbsten Schmähungen, die gerade solche Schriftsteller oder Journalisten auszusprechen den Mut hatten, die dazu am wenigsten berufen sind. Man zitiert sie mit Anführungszeichen und will darin den letzten Ausdruck der Gedanken erkennen, die ein grosses Volk bewegen. Wer sind denn heutzutage die kriegführenden Nationen? Millionen braver Leute, die schweigend leiden und noch nicht ihr letztes Wort gesagt haben, und einige hundert Schwätzer, die geräuschvoll agitieren und die Blätter mit ihren Rodomontaden und allzu leichtfertigen Injurien füllen. Wer wird je im Stande sein, all das Un-

heil zu schildern, das diese Helden des Tintenfasses angerichtet haben, auszumalen, wieviel sie dazu beigetragen haben, die Erbitterung, mit der der heutige Krieg geführt wird, zu steigern, während die Soldaten, die täglich ihr Leben in den Schützengräben aufs Spiel setzen, ihre Gegner schätzen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen lernen? Wir französischen Schweizer dürfen nicht unser Urteil über das ganze Deutschland nach diesen wütenden Ergüssen einiger wahnwitziger Köpfe bestimmen. Das Übermass von Tollheiten, die sie uns auftischen, müssen wir als eine Art von Reklamesucht betrachten und aus ihrem Bedürfnis erklären, um jeden Preis von sich reden zu machen, damit ihnen ja der Ruhm nicht streitig gemacht werden kann, in geradezu absurden Beschimpfungen das Höchste geleistet zu haben. Wir kennen ja diesen Hang zum reklamebedürftigen Lärmschlagen auch aus den schönen Künsten und Wissenschaften; heute hat sich dieser Geist der Tagesereignisse bemächtigt und gefällt sich darin, in der Galle, dem Hass und der Erbitterung zu schwelgen, deren der nationale Dünkel fähig ist. Auch Deutschland hat seine *„Foire sur la place“*. Bekümmern wir uns nicht um diese Toren, die sich vor den Marktschreierbühnen zusammendrängen, wo Hanswurste mit eisenfresserischen Gebärden die grosse Trommel schlagen. Das nachdenkliche und gelehrte Deutschland ist es nicht, das sich hinter der Maske dieser Pygmäen versteckt, die sich Riesen dünken, weil sie die Kürassierstiefel Bismarcks angelegt haben.

Leider sind es nun in solchen Zeitläufen, wie wir sie jetzt durchleben, stets die grössten Narren, die allein das Wort führen, und wenn diejenigen, die man sonst für weise hielt, den Mund öffnen, so lassen sie

sich ebenfalls zu manchen Torheiten hinreissen. Aber es gibt auch schweigsame Leute, und die bilden die grosse Mehrzahl. Warten wir geduldig ab, bis diese Schweigsamen endlich wagen, ihren Mund aufzutun, damit wir dann das mit Sehnsucht erwartete Wort der Gerechtigkeit und der Wahrheit vernehmen. Ist das Schauspiel, das wir heute erleben, die notwendige Begleiterscheinung eines Völkerkriegs? Ganze Völker sind jetzt von einer jener sinnverwirrenden Nervenkrisen ergriffen worden, deren Opfer ein einzelner Mensch werden kann. Aber wir dürfen die Völker noch weit weniger als das einzelne Individuum nach solchen Stunden geistiger Trübung beurteilen, dürfen nicht glauben, dass sie ewig währen. Ist die Krisis einmal überwunden, dann finden sie sich wieder zurecht, und es zeigt sich, dass ihre besten Instinkte, ihre grosse Seele, die unwandelbar ist, intakt geblieben sind.

Eine unüberschreitbare Schranke scheint Deutschland heute von dem grössten Teil der Kulturwelt zu trennen, selbst von demjenigen Teil derselben, der in den Krieg gar nicht verwickelt ist. Deutschland beklagt sich darüber bitter und will sich das nur als eine Wirkung des Hasses erklären. Gibt es keine anderen Gründe dafür? Ich habe Deutschland anderswo mit der gepanzerten und behelmten Walküre verglichen, die Wotan eingeschläfert hat, indem er sie in einen Feuerkreis einschloss. Wir wissen noch gar nicht, wer der Held sein wird, der diesen Feuerkreis durchbrechen wird, um Brunhilde aus dem Schlaf zu erwecken, ebensowenig wann die blauen Augen sich dem Licht der Wahrheit wieder öffnen werden. Erinnern wir uns an das berühmte Wort: „Die Wahrheit ist auf dem Marsch; nichts kann sie aufhalten."

Bis es dahin kommt, wollen wir uns bemühen, die

notwendigen Unterscheidungen zu machen. Wenn wir der Politik des deutschen Reiches schwere Vorwürfe zu machen haben, unterscheiden wir stets zwischen dem preussischen Militarismus und der deutschen Kultur. Ich weiss wohl, dass die Schriftsteller jenseits des Rheins gegen diese Unterscheidung unaufhörlich protestieren. Aber das ändert nichts daran, dass wir romanischen Schweizer grossen Wert darauf legen, daran festzuhalten, und zwar im Interesse des deutschen Volkes, um es nicht mit gewissen Fehlern zu belasten, die es später verurteilen wird, wenn ihm die Augen geöffnet sein werden. Darum betonen wir so nachdrücklich den „preussischen Militarismus"; man lasse uns gewähren. Er ist der Sündenbock, der alle Sünden Israels zu tragen hat und den wir beladen, mit unseren Verwünschungen in die Wüste schicken, in dem wir dem Volke Israel die Hochachtung nicht entziehen, die es verdient.

Unser Wunsch, gerecht zu bleiben und niemand zu hassen, geht aber niemals und wird niemals soweit gehen, die Stimme unseres Gewissens zu ersticken und den Kampf für das Recht zu verleugnen, der unsere einzige Schutzwehr ist. Wir Schweizer werden nicht davon ablassen, für das Recht einzutreten, werden uns nicht dazu herbeilassen, vor den dem Kultus der Gewalt geweihten Altaren niederzuknien; denn wir müssten uns damit selbst verleugnen, würden damit das Recht auf unsere Existenz verlieren. Dieser Punkt ist äusserst wichtig. Alle Gedanken, die sich auf die materielle Gewalt, auf die Rasse, auf das Recht einer Rasse, über die anderen zu herrschen, gründen, sind geradezu die Negation unseres schweizerischen Nationalbewusstseins, das sich auf die Einigung der Rassen und auf ihr

freies Zusammenwirken gründet. Wir, die wir ein kleines Volk sind, das aus dem freiwillig geschlossenen Bund unserer durch Rasse und Kultur so verschiedenen Kantone besteht, die aber durch die beschworene Treue und den unerschütterlichsten Willen unzerreissbar zusammengehalten werden, wir müssen die Achtung vor den Verträgen wahren. Wir sind nicht so grosse Herren, seien wir nun Bürgerliche oder Bauern, dass wir jemals Verträge, die das Siegel unseres Landes tragen, als einen „Fetzen Papier" betrachten könnten. Ebenso wie wir unsere Unabhängigkeit der Tapferkeit unserer Vorfahren verdanken, die ihr Blut vergossen haben, um den Eroberungsdrang unserer mächtigen Nachbarn abzuwehren, so dürfen wir nicht gelassen Expansivgelüsten zuschauen, wenn sie sich auf Kosten von Völkern geltend machen, die weniger glücklich sind als wir. Der Gedanke, für den wir in der Welt einzutreten haben, ist das Recht der Völker, so klein sie auch sein mögen, über ihr Schicksal frei zu verfügen.

Und daher werden wir niemals zugeben, dass ein Schweizer das Recht hat, unter Berufung auf die militärische Zweckmässigkeit oder auf irgend welche andere Gründe die Verletzung der belgischen Neutralität, die durch die feierlichsten Verträge gewährleistet wurde, zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen. Über diesen Punkt werden wir nie mit uns markten lassen. Wir fühlen uns vielmehr aufs innigste solidarisch mit jenem unglücklichen Lande, das überfallen und mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, aus keinem anderen Grunde, als weil es für die deutschen Armeen auf dem Wege nach Paris die bequemste Marschroute war. Denn Sie verstehen wie ich, dass dieser Grund der einzig plausible ist. Zuerst hat man das auch zuge-

geben; erst später unter dem Eindruck der Wirkung, die dieses Bekenntnis in der ganzen Welt hervorrief, hat man nach anderen Gründen gesucht.

Über das Thema der Verletzung der belgischen Neutralität hat kürzlich in einer Sitzung der Gesellschaft „Wissen und Leben“ Herr Waxweiler, der Direktor des Solvay-Instituts in Brüssel, gesprochen. Er hat diese brennende Frage mit vollkommener Objektivität und einem wahrhaft wissenschaftlichen Geist, gestützt auf offizielle Dokumente, behandelt. Seine Darlegungen hat er seither in einem Buche zusammengefasst, das soeben in deutscher und französischer Sprache erschienen ist[1]) und dessen Lektüre ich Ihnen lebhaft empfehle. Wer dieses Buch gelesen hat, wird nach meiner Meinung über diese umstrittene Frage nicht mehr im Zweifel sein können.

Waxweiler hat uns besonders durchaus überzeugende Aufklärungen über das vielbesprochene Dokument gegeben, das in Antwerpen von den Deutschen beschlagnahmt wurde und in dem man den Beweis dafür sehen wollte, dass zwischen Belgien und England eine gegen Deutschland gerichtete Militärkonvention bestand. Man muss beachten, dass dieses Dokument im Archiv des belgischen Kriegsministeriums gefunden wurde, wie es denn tatsächlich weiter nichts als kurze Notizen enthält, die sich General Ducarne, der Chef des belgischen Generalstabes, im Jahre 1906 über seine Unterhaltungen mit dem englischen Militär-Attaché in Brüssel, dem Oberstlieutenant Barnardiston, gemacht hat, der in dieser Eigenschaft gar nicht mit den Vollmachten eines

[1]) *La Belgique neutre et loyale.* Lausanne, Payot & Cie. — *Hat Belgien sein Schicksal verschuldet?* Zürich, Orell Füssli und Cie.

Ministers ausgestattet war. Es handelt sich also nicht um eine „Konvention“, sondern, wie das Dokument selber besagt, um eine „Konversation“,[1]) die zwischen dem belgischen und dem englischen Offizier über das Thema stattfand: Was zu geschehen habe für den Fall, dass die deutschen Truppen in Belgien einfallen sollten und England als Garant der Neutralität dieses Landes in die Lage käme, sich an der Verteidigung der belgischen Neutralität zu beteiligen. Das geht auch aus einer eigenhändigen Randbemerkung des Generals Ducarne hervor, die offensichtlich gleichzeitig und nicht erst nachträglich abgefasst worden ist. Sie lautet: „Der Einzug der englischen Truppen in Belgien würde erst nach der Verletzung unserer Neutralität durch Deutschland stattfinden.“

Gewiss, die Besorgnis vor einer Verletzung der Neutralität war nicht eingebildet. Die angesehensten deutschen Militärschriftsteller sprachen darüber ganz offen. Deutschland baute an der belgischen Grenze strategische Eisenbahnen. Darf es also in Erstaunen setzen, wenn der belgische Generalstab die Möglichkeit einer deutschen Invasion ernsthaft ins Auge gefasst und wenn der Chef dieses Generalstabs sich über dieses Thema mit dem englischen Militärattaché unterhalten hat? Wenn man derartige Möglichkeiten nicht erörtern dürfte, so müsste man sich ja fragen, wozu die Generalstäbe überhaupt da sind.

Die belgischen Armeechefs prüften denn auch gleichzeitig die Frage, welche Vorkehrungen zu treffen wären für den Fall eines Angriffs von seiten ihrer übrigen

---

[1]) Wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ das Wort „*conversation*“ mit „Abkommen“ übersetzt, so hat sie damit selber den richtigen Maßstab für ihre Gewissenhaftigkeit gegeben.

Nachbarn. Das ergibt sich aus der Tatsache, dass kurze Zeit nach der obigen Unterhaltung belgische Generalstabsoffiziere eine Studienreise an die Küsten Belgiens unternahmen, die dem Zweck galt, „Flandern zu bereisen, um die gegen eine mögliche Landung englischer Streitkräfte zu ergreifenden Massnahmen zu prüfen". Ja die belgische Regierung war dermassen besorgt, sie könnte sich gegenüber irgend einer ihrer Nachbarmächte kompromittieren, dass sie in der Unparteilichkeit bis an die äusserste Grenze ging. Am 3. August, als die deutschen Truppen bereits den Boden Belgiens überschritten hatten, bot die französische Regierung, die vorher erklärt hatte, dass sie die Neutralität Belgiens respektieren wolle, in Brüssel telegraphisch ihren Beistand an. Die Antwort war eine Ablehnung. Man hoffte noch. Auf was hoffte man? Das lässt sich schwer sagen. Übrigens würde dieses Anerbieten, auch wenn man es ohne weiteres angenommen hätte, schwerlich viel genützt haben. Frankreich war für eine Intervention in Belgien so wenig vorbereitet, dass es trotz allen Anzeichen, die vorausgegangen waren, durch den deutschen Angriff völlig überrascht wurde und noch mehr als vierzehn Tage brauchte, um genügende Truppen an dieser Grenze zusammenzuziehen. Nur der Widerstand Lüttichs und der Heroismus des Generals Leman haben Frankreich vor einem nicht wieder gut zu machenden Unheil bewahrt. Ist das nicht der beste Beweis dafür, dass die deutsche Behauptung, Frankreich habe die Absicht gehegt, die Neutralität Belgiens zu verletzen, gänzlich unbegründet ist?

Nicht allzugrosser Willfährigkeit gegen England, eine Grossmacht, die als Garantin der belgischen Neutralität stets anerkannt hatte, dass sie in dieser Be-

ziehung besondere Pflichten zu erfüllen habe, dürfen die Belgier ihre Regierung also beschuldigen. Dagegen dürfen sie ihr mit Recht den Vorwurf machen, dass sie unter Nichtbeachtung aller ihr zugegangenen Warnungen sich gegen die Einführung der obligatorischen Dienstpflicht gewehrt hat. Hätte Belgien über eine Armee von 500,000 Mann verfügt, so wäre es heute nicht überfallen, verwüstet und gebrandschatzt worden. Dies möge uns zur Warnung dienen. Man darf sich nur auf seine eigene Kraft verlassen. Das Schweizer Volk hat freudig allen Opfern zugestimmt, die man von ihm für die Verstärkung seiner Wehrkraft verlangt hat. Es darf auch weitere Opfer nicht scheuen, wenn das notwendig werden sollte.

Sie kennen die Fabel von dem Wolf und dem Lamm. Man hat uns beweisen wollen, dass das Lamm alles Unrecht gehabt habe und der Wolf im Recht gewesen sei, als er es verschlang. Das Lamm mag seine Unschuld noch so schön verkünden und die besten Gründe der Welt für sich haben, es hat zartes Fleisch und keine Hörner. Damit ist sein Schicksal entschieden.

Le loup l'emporte et puis le mange,
Sans autre forme de procès.

Und der Grund? Man erkennt keinen anderen als den, welchen der gute Lafontaine nennt: *„La raison du plus fort est toujours la meilleure.“* Es gibt eine ganze deutsche Philosophie und leider auch eine ganze Richtung der Politik, die nichts anderes ist als die unerbittliche logische Nutzanwendung dieser Zeile des Fabeldichters.

Als von der Goltz Pascha im Begriffe war, Belgien zu verlassen, um dem türkischen Sultan mit seinem Rate beizustehen, der soeben den heiligen Krieg des

Islam gegen das Kreuz proklamiert hatte, gab er einem ihn befragenden Journalisten die denkwürdige Erklärung ab: „In Belgien ist alles normal." Der französische General Sebastiani hatte einst ein ähnliches Wort gesprochen: „In Warschau herrscht volle Ordnung." Wir Romanen sind der Meinung, dass ein Schweizer nicht das Recht dazu hat, in Belgien alles normal zu finden. Denn machen wir uns nur eines ganz klar. Wenn unser Land durch seine geographische Lage, die es zu einer nützlichen Flankendeckung machte, geeignet gewesen wäre, den Gegner direkt ins Herz zu treffen, so würden weder Verträge (man weiss, was die Elle davon wert ist), noch Freundschaftserklärungen es gerettet haben. Und wenn wir die Brandschatzung unserer Städte und die Verwüstung unserer Felder erlebt hätten, so würden wir doch wohl stark protestieren, wenn dann jemand behaupten wollte: „In der Schweiz ist alles normal." Was wir also nicht wollen, dass man es uns tue, das wollen wir auch keinem andern zufügen.

Ein friedliches Land, das plötzlich in dieser Weise überfallen wird, ohne dass es seinerseits Anlass zu einem *casus belli* gegeben, sollte wenigstens das Recht haben zu verlangen, dass die Kriegsgesetze mit ganz besonderer Mässigung zur Anwendung gelangten. Seine eingeäscherten Städte, seine verwüsteten Felder, seine flüchtige Zivilbevölkerung, die in allen Richtungen der Windrose ins Exil gegangen ist, das Schreckensregiment, dem es unterworfen ist, alle diese Tatsachen, die man, wie ich zugebe, vielleicht manchmal übertrieben hat, die aber, auch wenn sie auf das richtige Mass zurückgeführt werden, eine furchtbar beredte Sprache reden, reichen hin, um die Gewissen aufzuklären, die der Aufklärung zugänglich sind. Und gerade

gegen Belgien hat man zum ersten Mal ein neues unversöhnliches und allen durch die Haager Konventionen stipulierten völkerrechtlichen Vereinbarungen zuwiderlaufendes Kriegsrecht in Kraft gesetzt. Denken Sie an den Weg, den wir seit 1870 zurückgelegt haben. Damals bildeten sich in Frankreich zahlreiche Franctireurs-Banden. Die Deutschen füsilierten diejenigen, die in ihre Hände gerieten, ohne Pardon. Aber sie liessen nicht hundert Unschuldige für die Ausschreitungen eines Unbekannten büssen. In Le Mans kam es zu einer Erhebung der Zivilbevölkerung. Aber die Stadt wurde deshalb nicht eingeäschert. Man beschränkte sich darauf, ihr eine Kriegskontribution aufzuerlegen. Seitdem hat die Zivilisation oder wenn man will die Kultur gewaltige Fortschritte gemacht. Im Jahre 1915 gab es nirgends, weder in Belgien noch in Frankreich, das was man unter einem Franctireurskrieg versteht. Kaum haben da oder dort vereinzelte Zivilisten Versuche eines individuellen Widerstands unternommen. Sind das Verbrechen, die die schrecklichen Vergeltungsmassnahmen rechtfertigen, die Sie alle kennen?

Wir Schweizer, die bis zum Jahre 1909 stets das Recht des Massenaufgebots verfochten haben, wir, die wir gewiss, wenn man unsere Grenzen verletzen wollte, dem einfallenden Feind mit noch viel grösserer Erbitterung Widerstand leisten würden, als die belgische Bevölkerung getan hat (vergessen wir nicht, dass im Grauholz oder in Rothenthurm selbst die Frauen schossen oder, wenn sie keine anderen Waffen hatten, um dem Feind entgegenzutreten, zur Sense griffen): wir dürfen das Kriegsrecht nicht gutheissen, das gegen die Belgier zur Anwendung gekommen ist. Wird einmal aus einem Hause geschossen oder liegt gar nur

der Verdacht vor, dass das geschehen sei, dürfen wir dann zugeben, dass man das Recht habe, die Bewohner dieses Hauses zu füsilieren oder eine ganze Strasse zu zerstören oder ein ganzes Dorf in Brand zu stecken oder ganze Stadtteile zu vernichten? Wir wollen und können kein endgiltiges Urteil aussprechen in dem grossen Prozess, der vor der öffentlichen Meinung der Welt über die Greuel eröffnet ist, die den deutschen Truppen vorgeworfen werden, weil wir über die Mehrzahl dieser Vorwürfe nur das Zeugnis des Klägers besitzen; aber wir lehnen dieses Zeugnis auch nicht etwa aus Voreingenommenheit von vornherein ab. Es wäre zu wünschen, dass später eine aus Vertretern der neutralen Mächte zusammengesetzte Kommission nach Anhörung des Klägers und des Verteidigers ein unparteiisches Urteil fällen möchte. Für den Augenblick halten wir uns an die offenkundigsten Tatsachen, die ihre Urheber eingestehen und deren sie sich rühmen. Und da handelt es sich um ein durchaus methodisches Vorgehen, das von den deutschen Militärschriftstellern im voraus verkündigt worden ist, um Methoden, die auf ein Schreckensregiment hinauslaufen, das nicht nur die Tendenz verfolgt, Ausschreitungen in den eroberten Gebieten durch Repressivmassnahmen zu unterdrücken, sondern jeder Neigung zum Widerstand zuvorzukommen. Dass sich dieses Vorgehen nicht tumultuarisch, sondern in voller Ordnung und Disziplin vollzieht, kann für uns nicht als ein mildernder Umstand gelten. Das ist der Grund, warum wir Wert darauf legen, an einer Unterscheidung zwischen der deutschen Nation und einem Militarismus festzuhalten, der sich im zwanzigsten Jahrhundert nicht scheut, derartige Kriegsbräuche zu inaugurieren.

Jedenfalls werden wir niemals zugeben, dass die Pflichten, die uns durch unsere Neutralität auferlegt werden, uns daran hindern dürfen, eine lebhafte Sympathie für die belgische Nation zu bezeugen und ihr mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, zu Hilfe zu kommen. Kein Mensch, der ein fühlendes Herz hat, kann ohne ein tiefes Mitleid an dieses kleine, vor sechs Monaten noch so glückliche und blühende Land denken, das nun plötzlich in ein so entsetzliches Unglück gestürzt ist: die Hälfte seiner Bevölkerung wurde wie eine Herde Vieh ins Exil verjagt, die in ihrer Heimat Zurückgebliebenen sind nicht weniger elend, da sie unter dem harten Gesetz des Siegers stehen, ihr Hab und Gut verloren haben und dem Ruine und dem Hunger überantwortet sind.

Wenden wir also unser Auge nicht von dem unglücklichen Belgien ab. Möge sein Geschick uns als eine Warnung dienen, wachsam, einig und stark zu bleiben, keinen Versprechungen und keinem Vertrag zu trauen und uns nur auf uns selbst zu verlassen. Und wir wollen auch nicht verkennen, dass Belgien, das seine Existenz hätte retten können, wenn es seine Ehre und Vertragstreue hätte opfern mögen, für die Sache der neutralen Staaten und für die Sache des Rechts gekämpft und gelitten hat, die auch die unsrige ist. Denn wollten wir etwa mit befriedigtem Egoismus sagen: Was gehen uns diese Leute an? dann würden wir das glückliche Geschick, das uns zuteil wurde, wahrlich nicht mehr verdienen. Und sollte nicht der Kampf, den die grossen Nationen um die Weltherrschaft führen, uns noch klarer machen, dass sich die kleinen Länder durch eine besondere Interessengemeinschaft verbunden fühlen müssen? Weiss ja doch niemand, was die Zu-

kunft uns bringen kann, wie sich unter diesen kleinen Ländern keines befindet, dessen Unabhängigkeit nicht in Gefahr wäre. Darum begreife ich auch nicht die souveräne Geringschätzung oder gar Animosität, die in der Schweiz manchmal gegenüber Serbien zum Ausdruck gekommen ist. Ich kann mir das nur durch den Einfluss des Verleumdungsfeldzuges erklären, den eine gewisse jüdisch-deutsche Presse gegen dieses Volk, das soeben erst so glänzende Beweise der Tapferkeit gegeben hat, seit langen Jahren geführt hat. Gibt es denn einen plausiblen Grund dafür, dass wir Schweizer die Vernichtung des serbischen Volkes wünschen sollten? Wenn Sie sich über seinen Wert unterrichten wollen, so lesen Sie bei Ranke die Schilderung der heroischen Kämpfe nach, in denen dieses Volk, ganz auf die eigene Kraft angewiesen, seine Unabhängigkeit errang und das türkische Joch abgeschüttelt hat. Seine Tapferkeit hat seither nicht abgenommen. Und hat es das nicht erst soeben bewiesen, indem es hintereinander drei mörderische Kriege aushält? Für Leute, die sich in solcher Weise zu verteidigen wissen, sollte man Achtung empfinden. „Ein Volk von Schweinehütern," hört man wohl sagen. Wie nannte man denn die Schweizer von ehedem? Ein Volk von Kuhhirten! Das war dieselbe Verachtung grosser Herren, dieselbe Gegnerschaft. Der Unterschied besteht nur darin, dass die Serben statt der paar Tausend Feinde bei Sempach und Morgarten, einige Hunderttausend sich gegenübersahen. Es bestehen grosse Aehnlichkeiten zwischen der ehemaligen Schweiz und dem heutigen Serbien. Ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, als ich zwei Jahre lang in einer ernsten Stunde seiner Geschichte mit diesem Volke lebte. Es sind Bergbewohner und

Bauern von einfachen Sitten und kriegerischem Geist. Sie haben sich das Existenzrecht wahrlich verdient.

Indem wir in jeder Weise bestrebt sein sollten, uns den kleinen neutralen Ländern, wie Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen, zu nähern, müssen wir die Achtung und Freundschaft für alle die grossen mit einander ringenden Mächte bewahren. Denn vor keiner dieser Mächte haben wir Besorgnisse zu hegen, gegen keine liegen von unserer Seite besondere Beschwerdepunkte vor. Und worin besteht kurz gesagt unser Interesse? Darin, dass keine von ihnen soweit obsiegt, dass ihre Gegner zerschmettert werden. Wir wünschen die Aufrechterhaltung eines gerechten Gleichgewichtes, das einer jeden ihren Platz an der Sonne, die Möglichkeit zur freien Entfaltung ihrer Kräfte sichert. Die Gefahr, die uns bedroht, ist die, dass irgend ein Volk, welches es auch sei, unbestritten über die Welt herrsche. Wir hassen niemand, aber wir verabscheuen jede Art von Imperialismus, wessen Stempel dieser auch trägt. Das müssen Sie sich auch klar machen, wenn Sie die Empfindungen begreifen wollen, die uns romanische Schweizer in diesem Krieg beseelen. Glauben Sie nicht, dass sie uns in erster Linie durch die Gemeinschaft der Rasse, der Kultur und der Sprache diktiert werden. Gewiss, diese Faktoren haben ihre Bedeutung, aber ausschlaggebend sind sie nicht.

Versetzen wir uns ins Jahr 1870. Meine Kindheitserinnerungen sind noch keinesweges verwischt. Beim Ausbruch des Krieges war die Stimmung in der Genfer Gesellschaft, in der ich lebte, vielleicht noch mehr für Deutschland, als das in Basel und Zürich der Fall war. Zweifellos trugen dazu anfänglich Gründe religiöser Natur bei. Mit Recht oder mit Unrecht sahen die Genfer in einem

möglichen Sieg des französischen Kaiserreichs, wo damals der Einfluss der Kaiserin Eugenie und der klerikalen Partei das Übergewicht hatte, eine Bedrohung ihrer Unabhängigkeit. Man flüsterte sich damals eine wenn ich nicht irre apokryphe Äusserung zu, die der Bischof Mermillod getan haben sollte: „In einem Monat werden wir in Saint-Pierre die Messe zelebrieren". Die Möglichkeit, dass in der Genfer Kathedrale die Messe gehalten werden könnte, bedeutete für einen echten Genfer Hugenotten die schlimmste Umwälzung, die sich auf dem Erdenrund vollziehen könnte. Wir begriffen eben damals sehr wohl, dass es dann, auch wenn unsere territoriale Integrität nicht angetastet würde, doch um unsere Unabhängigkeit geschehen wäre, falls es dem Kaiserreich gelänge, den Sieg über Deutschland davonzutragen. Nach Sedan und dem 4. September, als das Empire niedergerungen war und Frankreich, ins Herz getroffen, verzweifelt für seine Rettung kämpfte, da wandten sich alle Sympathien der Genfer wieder den Franzosen zu. Wir hatten nun eben nichts mehr von Frankreich zu befürchten, glaubten vielmehr, wenn die französische Nation, der wir soviel verdankten, zur Ohnmacht verurteilt wäre, dann würde auch unsere eigene Existenz in Gefahr geraten. Die gleiche Empfindung hatten wir im vorigen Jahre beim Ausbruch des Kriegs. Wir wussten ja, dass Frankreich diesen Krieg nicht gewollt hatte, dass es vielmehr alles versucht hatte, um ihn zu vermeiden, und dass es, wenn es schliesslich zu den Waffen griff, dies tat, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Wir dürfen es heute laut eingestehen: während des ersten Kriegsmonats, als die Armee des Generals von Kluck auf ihrem blitzartigen Marsch in wenigen Wochen vor den Toren von Paris

stand, da haben wir Stunden einer fürchterlichen Angst durchgemacht. Wir sagten uns: Wenn Frankreich diesmal zerschmettert wird, welches Los wird ihm dann beschieden sein? Was wird aus dem französischen Volke werden, das eine so herrliche Rolle in der Weltgeschichte gespielt hat und dem wir romanischen Schweizer den besten Teil unseres Denkens schulden? Welche Rolle wird es dann noch spielen können? Wer in der Welt soll ein Gegengewicht gegen die Macht seiner Besieger bilden? Und wer wird verhindern, dass die kleine Schweiz dann ganz in deren Hand gerät, ihnen auf Gnade und Ungnade preisgegeben wird, sodass wir das Restchen von Unabhängigkeit, das uns noch bleiben könnte, als ihr Gnadengeschenk zu betrachten hätten? Gehen wir noch einen Schritt weiter, sagten wir uns: Was würde in einer Welt, in der ein Imperialismus das letzte Wort hat, dessen eisernes Gesetz wir nur zu gut kennen, aus dem einzigen Gut werden, um dessen Willen das Leben einen Wert hat, was würde aus der Freiheit werden? Welchem Regime der Überwachung und der geistigen Disziplinierung würde Europa unterworfen werden, und was würde da aus dem unabhängigen Gedanken? Wir erinnerten uns des von einigen Aposteln dieses Imperialismus gepredigten Evangeliums: „Europa," so sagte einer von ihnen, „ist noch nicht organisiert. Uns Deutschen liegt die Aufgabe ob, es zu organisieren." Ich versichere Sie, meine Herren, wir empfinden nicht das geringste Bedürfnis, organisiert zu werden, wir ziehen noch immer unsere welsche Unordnung, unsere Unabhängigkeit vor, an der wir vor allem andern hängen.

Heute haben sich diese Besorgnisse zerstreut. Damit ist ein schwerer Stein von unserem Herzen gewälzt.

Wenn der Ausgang des Krieges vorläufig auch noch ungewiss ist, so wissen wir doch, dass Frankreich in keinem Fall niedergeworfen werden und der Gnade des Siegers preisgegeben sein wird. Es hat einen Damm aufgerichtet, es hat die hereinbrechende Flut der Invasion zum Stehen gebracht; durch seine Tapferkeit, seine Ruhe und Ausdauer hat es sich des Lebens würdig gezeigt. Erkennen Sie mit mir an: dass Frankreich lebe, dass es seinen Platz und seine Rolle unter den Nationen behaupte, dass es sein glänzendes Genie auch fernerhin frei entfalten könne, das müssen alle Schweizer wünschen, welche Sprache sie auch reden.

Aber auch hier muss abermals die Grenze markiert werden, wie Spitteler das gewollt hat. Die Vernichtung Frankreichs wäre für die Schweiz ein unersetzlicher Verlust gewesen. Die Vernichtung Deutschlands würde ein gleiches Unglück bedeuten. Es könnten sich Ereignisse wiederholen, welche die gleiche Umstimmung der Geister zur Folge haben würden, die sich im Jahre 1871 vollzog. Sobald man sich auf dieses Gebiet der Empfindungen begibt, kann ja begreiflicherweise jedermann nur für sich selbst sprechen, und nicht einmal hat sich jedermann vollkommen in der Gewalt und weiss genau zu sagen, wie er morgen denken wird. Was mich betrifft, so weiss ich bestimmt: wenn die Japaner herbeigerufen würden, um sich in den unheilvollen Zwist der weissen Rasse einzumischen und in Europa einzufallen; wenn sie in das Herz Deutschlands dringen und seine hochzivilisierten Städte bedrohen sollten, die mir, dem Schweizer, einst die Rechte eines *civis academicus* verliehen haben, so würden meine Sympathien gewiss nicht den Japanern gehören. Ich kann vollkommen die Empfindung verstehen, die seit dem Ausbruch des Krieges

die berufenen Vertreter der deutschen Nation beseelen, diejenigen, die nichts mit jenen Marktschreiern gemein haben, von denen ich vorhin sprach. So habe ich zum Beispiel nicht ohne tiefe Bewegung im „Kunstwart" die im Ton äusserst würdige und gemässigte Antwort gelesen, die Avenarius auf die Rede unseres Spitteler gegeben hat. Ich glaube jedoch, dass Avenarius, wie die ungeheure Mehrzahl, wenn nicht gar die Gesamtheit seiner Landsleute, von falschen Prämissen ausgeht. Wir Schweizer müssen notgedrungen anders urteilen, weil wir unsere Kenntnis der Tatsachen nicht aus einer einzigen Quelle schöpfen, sondern aus allen Quellen, die zu unserer Verfügung stehen. Die bisher veröffentlichten Dokumente gestatten uns aber nicht, der deutschen Behauptung, nach der Deutschland und Österreich einen Defensivkrieg führen, zuzustimmen. Ist der Anfang des Krieges, der mit der Eroberung Belgiens begann, das die Deutschen heute, wie es scheint, nicht mehr herausgeben wollen, ein Defensivkrieg gewesen? Aber wenn wir den Prämissen nicht zustimmen können, von denen Avenarius und diejenigen seiner Landsleute ausgehen, denen die ruhig abwägende Vernunft nicht abhanden gekommen ist, so dürfen wir uns doch ihre Schlüsse voll zu eigen machen. Denn wir müssen als Schweizer ebensosehr wünschen wie sie, dass die deutsche Nation und Kultur den ihr zukommenden Platz in der Welt behaupten. Und sind Sie übrigens hierüber irgendwie beunruhigt? *Wir* sind über diesen Punkt vollständig beruhigt. Deutschland verfügt über eine solche Macht und eine so überströmende Lebenskraft, sein stolzes und unerschütterliches Kraftbewusstsein ist so stark, dass wir nicht glauben, es könne irgendwie der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt sein.

Deutschland, so sagte man uns wohl, laufe Gefahr, erdrosselt zu werden. Es sei notwendig gewesen, dass es den eisernen Kreis, in den es eingeschlossen sei, durchbreche, um atmen zu können. Wenn nun aber Deutschland, um frei atmen zu können, es nötig hat, wie die Apostel des Imperialismus verkünden, einen guten Teil Europas, ja des Erdballs, mit Beschlag zu belegen, so können wir auch begreifen, dass sich seine Nachbarn, die ebenfalls Luft zum Atmen brauchen, durch solche Atemübungen beklemmt fühlen, und es kann nicht überraschen, wenn sie sich zusammengeschlossen haben, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden durch einen Nachbarn, der solche Lungen und Muskeln und einen derartigen Appetit hat.

Was die deutschen Begehrlichkeiten betrifft, so wollen Sie mir gestatten, eine persönliche Erinnerung mitzuteilen. Als ich im Jahre 1876 in Deutschland studierte, begann die pangermanistische Bewegung an Stärke zu gewinnen. Zu den Füssen Treitschkes in Berlin versammelte sich eine enthusiastische Schar von Hörern, die seiner glänzenden Beredsamkeit lauschten. Minder bedeutende Köpfe verbreiteten diese frohe Botschaft in volkstümlichen Flugschriften oder in Handbüchern, die für den Unterricht bestimmt waren. In einem dieser nach dem Vorbild des Katechismus mit Fragen und Antworten abgefassten Schulbuche, das mir zu Gesicht kam, lautete eine Frage: „Welches ist die südlichste deutsche Stadt?“ Antwort: „Genf.“ Seitdem empfand ich immer ein gewisses Misstrauen gegen diese unheimliche Aufsaugungskraft der deutschen Geographie. Ich habe kürzlich auch das wahrhaft prophetische Buch des Generals Bernhardi „Deutschland und der nächste Krieg“[1])

[1]) Gotha 1913.

gelesen. Man darf wohl behaupten, dass dessen Verfasser das Evangelium des heutigen Krieges geschrieben hat. Sie müssen namentlich das „Weltmacht oder Niedergang" betitelte Kapitel lesen. Dort werden die wesentlichen Gründe zusammengefasst, die zu dem gegenwärtigen Kriege geführt haben. Dieser Krieg hat ja zweifellos noch andere mittelbare und unmittelbare Ursachen. Aber das Hauptmotiv war doch folgendes: Im Vertrauen auf seine Kraft strebt Deutschland nach der Herrschaft über die Welt. Dieses Ziel schien wohl der Mühe wert, den letzten Trumpf auszuspielen. Darf es aber in Erstaunen setzen, dass die übrigen Mächte sich zusammengeschlossen haben, um ihren furchtbaren Rivalen daran zu verhindern, es zu erreichen? Zum Glücke ist es für uns Schweizer ganz und gar nicht vonnöten, dass irgend eine Macht die Hegemonie über die anderen erringt. Unsere platonischen Wünsche haben allerdings herzlich wenig zu bedeuten. Aber wenn wir sie in eine Formel bringen wollten, so müssten wir sagen: „Weder Weltmacht noch Niedergang."

Unser Land windet sich bis heute so gut durch die Gegensätze durch und geniesst soviele Privilegien, dass es versuchen muss, sie zu verdienen. Schliessen wir uns nicht in unserem gesättigten Egoismus ein wie die Schnecke in ihrem Haus. Suchen wir uns nützlich zu machen. Bemühen wir uns, all dem Elend Linderung zu verschaffen, das wir um uns sehen, all den Unglücklichen zu helfen, die an unsere Türe pochen. Gerne möchte ich das Symbol der Mission, die die Schweiz heute zu erfüllen hat, in jenen wackeren Basler Frauen verkörpert sehen, die schon in den ersten Kriegs-

tagen an die Grenze eilten, um die Flüchtlinge aus den verwüsteten Nachbardörfern hilfsbereit bei sich aufzunehmen, oder auch in einer jungen Zürcherin, der unlängst eine Dame aus der romanischen Schweiz begegnete, die eben auf den Bahnhof ging, um den unglücklichen Flüchtlingen aus der Gegend von Verdun ihre teilnehmende Fürsorge zu widmen. „Sie suchen die Flüchtlinge auf?“ sagte das junge Mädchen. „So geben Sie ihnen dies“. Sprachs und zog ihren Pelzkragen ab, um damit irgend eine unglückliche Französin zu wärmen. Ist das nicht ein wahrhaft schweizerischer Zug? Und ist nicht hier das Gebiet, auf dem wir uns immer werden verstehen können? Das „Rote Kreuz“ und die „Agentur für die Kriegsgefangenen“, der Austausch jener unglücklichen, durch den Krieg heimatlos gewordenen Zivilinternierten, die wir in traurige Zügen an uns vorüberziehen sehen: das ist die Arbeit, der die Schweiz, ihren besten Traditionen getreu, ihre menschenfreundliche Tätigkeit widmet und durch die sie die Achtung aller kriegführenden Nationen gewinnen kann. Es ist die Friedensarbeit, die sich mitten in dem Geräusch des Krieges vollzieht. Denn es ist unsere spezielle Aufgabe, schon während des Krieges dem Frieden die Strassen zu ebnen. Damit bin ich bei dem Punkt angelangt, von dem ich noch reden möchte.

Die Leiden der Verwundeten, der Kranken und Emigranten, die Trauer sovieler Millionen von Mutterherzen, die heute von einem Ende Europas bis zum anderen bluten, sind nicht die einzigen Übel, von denen die Welt betroffen ist. Es gibt noch andere, weniger augenfällige, die aber deshalb nicht weniger niederdrückend für uns sind. Eine Wolke der Finsternis

scheint sich über den Himmel ausgebreitet zu haben. Die Klarheit der menschlichen Vernunft hat sich verdunkelt. Der Orkan der Kriegsfurie wütet über einem Ozean von Hass, sodass es scheint, dass alle höchsten Güter, um deren willen wir leben, dem Untergang geweiht sind. Was können wir gegen eine solche Sintflut tun? Wir vermögen nichts dagegen, werden Sie mir vielleicht sagen. Ich glaube, wir können doch vieles tun: Wir können unsere Kalblütigkeit, unseren gesunden Menschenverstand und unseren Gerechtigkeitssinn bewahren. Möge es im Herzen Europas wenigstens ein kleines Land geben, das ein Asyl des unbefangenen Gedankens ist, ein kleines Land, in dem man sich bemüht, alle grossen Nationen zu begreifen, die heute so grausam geprüft werden, und ihnen allen in gleichem Masse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Eben dadurch, dass wir uns selbst treu geblieben sind, werden allgemach Pilger aus allen Teilen der Welt zu uns kommen. Es fehlt schon jetzt in keinem Teil Europas an Herzen, die ohne Hass sind, nicht an Intelligenzen, die danach dürsten, sich aufzuklären und zu befreien. Diese von gutem Willen beseelten Menschen müssen in der Schweiz ein kleines zweites moralisches Vaterland finden, in dem sie wie in einer Atmosphäre des Friedens und des Wohlwollens sich selber wiederfinden können. Und später wird dann diese Mission noch umfassender werden; denn es wird sich eines Tages als notwendig erweisen, das denkende Europa zu rekonstituieren, damit die allen Völkern des Occidents gemeinsame Kultur nicht für immer vernichtet wird. Wir Schweizer, insbesondere unsere Jungmannschaft, brauchen ein Ideal, das über die berechtigte Sorge für unsere Sicherheit hinausgeht. Wir werden reichliche Arbeit haben,

um all die unsichtbaren Fäden neu zu knüpfen, die sich in dem Kriege über die Grenzen der Völker hinaus herüber und hinüber spannen und ein ununterbrochenes Gewebe bildeten, in das fleissige Hände die festen Linien der Wissenschaft und die prächtigen Stickereien der Kunst einwoben. In der Zwischenzeit wollen wir darüber wachen, dass diejenigen Bande nicht zerreissen, die über Berg und Tal von Basel bis Lugano oder von Zürich bis Genf Geister miteinander verbinden, die, so verschieden sie auch seien, niemals aufhören dürfen sich zu verstehen.

Eidgenossen, *unsere* Meinungen können und sollen nicht stets mit den eurigen übereinstimmen. Sie werden dessen vielleicht heute abend inne geworden sein, während ich zu Ihnen sprach. Aber das hat mich nicht abgehalten, hieher zu kommen, um Ihnen die Hand zu reichen, in dem felsenfesten Vertrauen, dass wir an unseren Anschauungen ebenso wie an den Ihrigen gleich sehr festhalten müssen. Die romanischen Schweizer sind glücklich, sich auf Ihre Freundschaft zu stützen, die fest ist wie der Fels.

Wenn es uns gelungen sein wird, diese Krise siegreich zu überwinden, die anfänglich wahrhaft gefährlich erscheinen konnte, so werden wir damit einen höheren Grad unseres nationalen Ideals erklommen haben. Wir werden durch unseren freien, durch ein einziges unzerreissbares Band geeinigten Willen eine stärkere und zu allen ihrer wartenden Aufgaben bereite Schweiz konstituiert haben.

Unser Land ist ein verlorenes Eiland inmitten eines Ozeans, überragt von einem Leuchtturm. Gegen seine felsigen Küsten branden fortgesetzt die heftigsten Wogen, die sich weiss aufschäumend zerteilen. Aber ihre Grund-

mauern werden nicht erschüttert werden, sondern fest gefügt bleiben. Und auf dem Gipfel dieses Felsens glänzt durch alle Nebel hindurch das kleine unverlöschliche Licht, auf das alle Blicke der in Not geratenen Schiffer gerichtet sind. Möge die schweizerische Nation diesen Sturm überdauern, widerstandsfähig und kompakt wie der Granit unserer Alpen! Und möge eine unveränderliche Klarheit ihr Leitstern bleiben!

Rings umtobt von einem Kriege, den Renan mit prophetischen Worten dereinst als einen „zoologischen" Krieg bezeichnet hatte, indem er ihn mit den Kämpfen verglich, den die verschiedenen Insektenarten gegen einander führen, wollen wir dartun, dass es etwas Stärkeres in der Welt gibt als die ethnischen Instinkte, nämlich den festen Willen eines kleinen, durch die Bande einer freien Interessengemeinschaft verknüpften Volkes, den Pakt aufrechtzuerhalten, der Menschen verbindet, die durch Rasse und Sprachen verschieden sind. Damit werden wir unsere Mission erfüllt haben. Und das Beispiel, das wir gegeben haben werden, wird für die Welt nicht verloren sein. Ein grosser französischer Dichter, Victor Hugo, hat nicht geschwankt, dies vorauszusagen. Machen wir seine Prophezeiung zur Wahrheit: „Die Schweiz wird in der Geschichte das letzte Wort behalten."

◈ ◈ ◈




